

Den Kreislauf durchbrechen

Gruppeneinteilung

und die Reproduktion von Zweigeschlechtlichkeit

Das Modell der Zweigeschlechtlichkeit

und seine Auswirkungen – ein Kreislauf

Das alte europäische Konstrukt der Zweigeschlechtlichkeit beschränkt Menschen hier und heute immer noch nicht nur ein Leben lang, sondern fängt schon vor der Geburt damit an, sie unwiderruflich zu beeinflussen, und zwar durch Erwachsene, die binären Geschlechternormen unterliegen und diese im Umgang mit Kindern, geborenen wie noch ungeborenen, weitervererben. Trends wie die gender reveal parties, die das zugeschriebene Geschlecht eines ungeborenen Kindes mithilfe von blauen oder rosafarbenen Torten oder Ballons aufdecken und feiern, zeigen, wie oft diese Zuschreibungen unhinterfragt angenommen werden. Den Klauen des Glaubens, Menschen ließen sich in die Gruppe der Männer* und die der Frauen* unterteilen, werden wir nach einer solchen Sozialisation nicht mehr entkommen. Mit diesem Glauben sind stets Vorstellungen von Geschlechterrollen verbunden, die wir nur verleugnen oder uns bewusstmachen, aber nicht überwinden können. So entstehen Sexismus, Homo- und Transfeindlichkeit in einer Form, die so alltäglich ist, dass sie oft unbemerkt bleibt.

Alle Beteiligten in diesem Gefüge aus Geschlechternormen, -rollen und -zuschreibungen sind stets zugleich aktiv und passiv: Die Bilder, die ich verinnerlicht habe, gelten auch für mich selbst und stecken mich in eine Schublade. Meine eigenen Vorurteile in Bezug auf Geschlecht führen zu Glaubenssätzen, die mein Verhalten, mein Denken und mein Selbstbild mitbestimmen. All das reproduziere ich nach außen, sodass ich wiederum anderen Menschen ein Geschlecht und bestimmte damit für mich verknüpfte Eigenschaften zuschreibe. So bestätige ich das Wissen und die Vorstellungen, die die Leute in meinem sozialen Umfeld zu Geschlecht haben, was sich unweigerlich auf ihre Umgangsformen mit sich selbst und mit mir auswirkt. Der Kreislauf setzt sich fort.

Dekonstruktionsstrategien in Bildungskontexten

Aber wir können diesem System des Erbes durch Kontinuitäten im menschlichen Miteinander, das das Überleben der Zweigeschlechtlichkeit gesellschaftlich fast sichert, etwas entgegensetzen: Wir können in unserem Denken und Handeln Alternativen zu binären Geschlechterbildern nutzen. Gerade in Bildungskontexten sollte das getan werden, wenn es hier den Auftrag gibt, Machtstrukturen wie

Autor*in/ Organisation

Adrian von Treuenfels /
Jugendbildungsstätte
Kaubstrasse

das Patriarchat, das nur in Synergie mit der Zweigeschlechtlichkeit und somit der Aufrechterhaltung gesellschaftlich wirksamer Geschlechterrollen funktioniert, zu entlarven und gedanklich zu dekonstruieren.

Um diesem Auftrag im Fall der Geschlechterbinarität nachzugehen, können wir Sprache und Medien anwenden, die sich ihr widersetzen. Nur wenn Alternativen zur binär genormten Denkweise über Geschlecht aufgezeigt werden, können von Binarität geprägte Vorstellungen von Geschlecht langsam abgebaut werden. Auch das klappt nicht von heute auf morgen, sondern ist ein Prozess, der immer wieder neue Kraft, Aufmerksamkeit und Einfallsreichtum fordert. Hierbei ist auch zu beachten, dass das Machtgefälle zwischen Geschlechtern Intersektionen mit anderen Diskriminierungs- und Privilegierungsstrukturen hat und deshalb nicht einzeln betrachtet werden kann. In Bildungskontexten kann und sollte geschlechtliche Vielfalt im Zusammenspiel mit Diversität in Bezug auf weitere Differenzkategorien als Lebensrealität dargestellt werden.

Diese gedanklichen, sprachlichen und praktischen Alternativen zu in der Mehrheitsgesellschaft gängigen Verhaltensweisen lösen bei Menschen, die an Bildungsangeboten teilnehmen und ihnen, den Alternativen, hier erst-, zweit- oder zehntmals begegnen, mit ihnen also noch nicht vertraut sind, oft Irritation aus. Das ist wunderbar, denn diese Irritation ist der erste Schritt zu einer kritischen Auseinandersetzung mit den bestehenden Geschlechternormen, die über eine bloße Infragestellung von Klischees über Frauen* und Männer* hinausgeht und sich stattdessen mit den eigenen internalisierten Glaubenssätzen, Erwartungen und Reproduktionen befasst, durch die das Konstrukt Zweigeschlechtlichkeit – oft ungewollt und sogar unbewusst – aufrechterhalten und bestärkt wird. Aber nicht nur für Menschen, denen sie bisher entgangen ist, ist diese Auseinandersetzung in Bildungsräumen gut.

Besonders für nicht-binäre und trans* Menschen, die unter der Unsichtbarkeit von Verhaltensweisen entgegen den Geschlechterrollen und von Geschlechtern jenseits der binären Norm leiden, weil sie betroffen sind, ist es wichtig, zu erfahren, dass sie in Bildungskontexten wahr- und ernstgenommen sowie selbstverständlich mitgedacht werden. In vielen alltäglichen Kontexten erleben diese Menschen keine solche Selbstverständlichkeit, sondern werden versteckt und verschwiegen. Nicht nur in der deutschen Sprache, sondern auch in Medien und anderen Gesellschafts- und Lebensbereichen, wie der Bildung, wird von zwei sich gegenseitig ausschließenden und ergänzenden Geschlechtern ausgegangen, sodass alle, die in dieses Konzept nicht passen, die Wahl zwischen selbstgefährdendem Kampf für Sichtbarkeit und selbstverletzendem Schweigen haben. Diese Erfahrung ist immer wieder schmerzhaft. Deshalb ist es ein solcher Gewinn, wenn in Bildungskontexten eine andere, bessere Erfahrung gemacht werden kann.

In vielen Fällen ist es also möglich, einen Raum zu schaffen, der Diskriminierung von trans* und nicht-binären Menschen vermeiden will. Menschen, die Bildungsangebote machen, können gendersensible Sprache benutzen und sich gegen Sexismus und Cisnormativität positionieren. Sie können aber nicht sicherstellen, dass alle Teilnehmenden für die Bedürfnisse von trans* und nicht-binären Menschen sensibilisiert sind. Gerade im Hinblick auf das Diskriminierungs- und Verletzungsrisiko, das mit dem Aufeinandertreffen verschiedenster Menschen in Bildungskontexten einhergeht, ist die sichtbare Haltung einer Seminar- oder Workshopleitung deshalb also entscheidend, um den Raum für alle zugänglich zu machen.

Gruppeneinteilung und die Vermeidung von Reproduktion

Eine Frage, die in der Bildungsarbeit hin und wieder auftaucht, ist die nach der Sinnhaftigkeit von Gruppeneinteilung nach Geschlecht. Oft wird eine solche Aufteilung für den Austausch über bestimmte Themen vorgenommen: Beim Gespräch über Erfahrungen, die mit dem Leben in der Rolle eines bestimmten Geschlechts einhergehen, kommt häufig der Wunsch auf, dies in Jungen*- beziehungsweise Mädchen*gruppen zu tun, damit sich keine Person für ihre Erfahrungen vor jemandem rechtfertigen muss, der*die diese Erfahrungen nicht machen kann und wird. Für viele Menschen kann es bestärkend sein, einen Raum zu haben, in dem sie nur gleichgeschlechtliche Personen antreffen. Einigen fällt es dort leichter, bestimmte Themen anzusprechen und über die eigene Rolle im Machtgefälle Sexismus zu reden. Andererseits kann es manchmal besonders erkenntnisreich sein, sich in geschlechtsübergreifenden Gruppen über Themen wie Geschlechterrollen oder Sexismus auszutauschen. Deshalb wird manchmal dafür argumentiert, auf eine Gruppeneinteilung nach Geschlecht zu verzichten. Das erfordert allerdings ein hohes Maß an Vertrauen und Respekt. Dies ist häufig geschlechtsübergreifend gegeben, jedoch selten innerhalb einer kompletten Gruppe von Teilnehmenden.

Weiteres Argumentationspotential bietet die Frage, ob Gruppeneinteilung nach Geschlecht mit dem Anspruch, Schutzräume zu schaffen, vereinbart werden kann. Welche Bildungskontexte können überhaupt Schutzräume für wen sein? Und für wen verschließen sie sich damit? Wo sensibilisiert und sich ausgetauscht werden soll, ist das Aufeinandertreffen von verschiedenen Menschen mit unterschiedlichen Zugehörigkeiten und Erfahrungen nötig. Dort ist es also unmöglich, einen diskriminierungsfreien Raum zu schaffen. Von wem Diskriminierung ausgeht, ist im Machtgefälle zwischen Bildungsreferent*innen und Teilnehmenden aber nicht unwichtig. Mit der Einteilung einer Gruppe in zwei Geschlechtergruppen, die von politischen Bildungsreferent*innen ausgeht, wird von diesen immer die Vorstellung von Zweigeschlechtlichkeit reproduziert. Das kann zwar als Impuls für eine selbstkritische Auseinandersetzung und einen Versuch der Dekonstruktion der eigenen Bilder dienen, geht aber immer mit verletzender Invisibilisierung von marginalisierten Gruppen einher.

Ein Schutzraum vor einer Diskriminierungsform kann nur dann entstehen, wenn Angehörige der betroffenen marginalisierten Gruppe die Möglichkeit haben, unter sich zu sein.

Alternativen zur zweigeschlechtlichen Gruppeneinteilung

Um den Bedürfnissen möglichst vieler Teilnehmender gerecht zu werden, könnten mehr als zwei Gruppen zur Bearbeitung bestimmter Themen anhand von Selbsteinteilung gebildet werden, sodass jede Person theoretisch entscheiden kann, mit wem sie sprechen möchte und mit wem nicht. Neben anderen bekannten Problematiken an dieser Vorgehensweise wie einem unzureichendem Verteilungsschlüssel von Betreuer*innen auf Teilnehmende, räumlichen Kapazitäten oder der Befürchtung, dass bei der Selbsteinteilung der Gruppen nicht auf Konsensentscheidungen geachtet wird, ergibt sich hier zusätzlich die Frage danach, ob es denjenigen Teilnehmenden in einer Gruppe, die sich einen Schutzraum für ihr Geschlecht wünschen, möglich ist, diesen Wunsch zu kommunizieren und durchzusetzen. Gerade in Zwangskontexten wie beispielsweise Schulklassen ist dieser Wunsch eventuell schambehaftet. In bestimmten Altersklassen kann sich eine Gruppendynamik unter Jugendlichen beispielsweise dahin entwickeln, dass es als besonders cool gilt, geschlechterübergreifende Freundschaften zu haben. Außerdem kann es bei Mädchen* die berechtigte Befürchtung geben, dass eine Begründung für den Wunsch nach einem Schutzraum, die erlebte Diskriminierungserfahrungen beinhaltet, nicht verstanden oder respektiert wird.

Allen Beteiligten die Möglichkeit dieses Schutzraums zu geben, hieße, für jede in der Gruppe vertretene Geschlechtszugehörigkeit eine eigene Kleingruppe zu öffnen. Das wiederum setzt voraus, dass alle sich damit wohlfühlen, das eigene Geschlecht offenzulegen, was eine Sensibilisierung aller Teilnehmenden dafür fordert, dass die Geschlechtszuschreibungen, die wir machen, sich an gesellschaftlichen Normen orientieren und falsch und verletzend sein können. Diese Sensibilisierung ist in den seltensten Fällen gegeben. Hinzu kommt, dass als trans* oder nicht-binär geoutete Personen nicht zwangsläufig in der Geschlechtergruppe ihrer Wahl willkommen sind. Transfeindlichkeit und mangelndes Wissen führen häufig zu dem Glauben, nur cisgeschlechtliche Menschen seien in ihrer Geschlechtsidentität ernst zu nehmen. Beispielsweise wird eine Frauen*gruppe, die für alle Frauen* offen ist, von cis* Frauen* eventuell nicht als Schutzraum vor Männern* wahrgenommen. Die Ablehnung dagegen, trans* Menschen in eine solche Gruppe aufzunehmen, wird manchmal damit begründet, trans* Menschen hätten nicht die gleiche Sozialisation wie cis Menschen des gleichen empfundenen Geschlechts erlebt. In dieser Argumentation erleben trans* Menschen, die aus geschlechtsspezifischen Gruppen ausgeschlossen werden, Diskriminierung.

Die Angst vor diesen und weiteren Diskriminierungs- und Ausschluss-erfahrungen kann zu dem legitimen Wunsch führen, beispielsweise als trans* Frau* ungeoutet in eine Männer*gruppe zu gehen und dabei

in Kauf zu nehmen, dass das falsch zugeschriebene Geschlecht von der jeweiligen Person selbst vor einer Gruppe bestätigt wird.

Wir müssen also nicht nur davon ausgehen, dass es ungeoutete nicht-binäre und trans* Personen in einer Gruppe von Teilnehmenden geben kann, sondern auch berücksichtigen, dass es für viele Menschen aus Angst schwierig ist, ihren Wunsch danach, an einer bestimmten Gruppe teilzunehmen, zu äußern.

Wie sinnvoll ist es dann überhaupt, mehr als zwei Geschlechtergruppen anzubieten, wenn alle Menschen in einer Großgruppe sich dort der Frauen*- oder Männer*gruppe zuordnen? Trotzdem bleibt es nicht wirkungslos, die Möglichkeit weiterer Gruppen für die Teilnehmenden transparent zu machen, da dies in unseren von der überall anzutreffenden binären Norm geprägten Denkweisen eine Irritation, einen Anstoß, hervorruft. Auch wenn keine Person ein solches Angebot nutzt, profitieren alle, ob cisgeschlechtlich oder nicht, von dieser ungewohnten Perspektive auf Geschlecht.

Die bloße Thematisierung der Frage, ob und wie geschlechtergetrennte Gruppen gewünscht sind und was dafür und was dagegen spricht, kann den Raum für eine Diskussion und für weitere Fragen öffnen. Nach einer theoretischen Auseinandersetzung mit geschlechtlicher Vielfalt kann das ein Schritt sein, die Teilnehmenden an die praktische Umsetzung von Gendersensibilität heranzuführen. Für ungeoutete nicht-binäre und trans* Menschen kann es gut sein, zu erleben, dass sie von Bildungsreferent*innen mitgedacht werden, auch wenn sie das Angebot gerade nicht nutzen wollen oder können. Für alle, für die sich die Frage danach, welcher Gruppe sie sich zuordnen würden, nicht stellt und vielleicht noch nie gestellt hat, ist es spannend, damit erstmalig konfrontiert zu werden.

Eine weitere Möglichkeit, einen Schutzraum in Bezug auf Sexismus zu schaffen, kann sein, eine Gruppe in cis* Männer* und FLTI* zu unterteilen. So gibt es nicht nur auf der einen Seite einen geschützten Raum für Frauen*, Lesben, trans*, nicht-binäre und inter* Menschen, sondern auf der anderen Seite eine Option für cisgeschlechtliche Jungen* oder Männer*, sich über ihre Rolle als von Sexismus profitierende Personen auszutauschen. Die Konfrontation mit den eigenen Privilegien setzt Gefühle frei, denen vielleicht im Kreise der Privilegierten Luft gemacht werden kann.

Hierbei empfiehlt es sich, vor der Gruppeneinteilung alle Beteiligten nicht nur für die Bedürfnisse von trans* und nicht-binären Menschen zu sensibilisieren, sondern die Teilnehmenden sich auch mit der Funktion und Notwendigkeit von Schutzräumen befassen zu lassen. Von diesem Wissen können alle Menschen profitieren.

Zurück zum Kreislauf

Es gibt also verschiedene Möglichkeiten, Gruppen nach und für die Auseinandersetzung mit Geschlecht einzuteilen. Für welche davon sich im Einzelfall entschieden werden kann, hängt von der Zusammensetzung der Gruppe, dem zu bearbeitenden Thema und dem zeitlichen, räumlichen und thematischen Rahmen ab.

Bei der Entscheidungsfindung gibt es die Option, die Teilnehmenden partizipieren zu lassen, indem der Diskurs darüber, wie und ob die Gruppe einzuteilen ist, offengelegt wird. Mehrere Argumente und Bedenken in Bezug auf diese Frage transparent zu machen, kann ein Weg sein, mit einer Gruppe über Geschlechtszuschreibung, Transfeindlichkeit und Schutzräume zu sprechen. Das kann zur biographischen Auseinandersetzung mit den eigenen Erfahrungen bezüglich dieser Themen und der eigenen Rolle im Machtgefälle Sexismus führen. Hierbei besteht allerdings wieder das Risiko, diskriminierende Aussagen ungefiltert zuzulassen, ohne zu wissen, welche Personen in einer Gruppe davon negativ betroffen sind.

Ein Schutzraum vor Sexismus und Transfeindlichkeit zu sein, ist ein Anspruch, dem wir in Bildungskontexten selten gerecht werden können. Das müssen wir aber auch nicht, solange wir uns im Klaren darüber sind, welche Privilegierungen und Diskriminierungen wir gerade zulassen oder reproduzieren und Wege finden, dies auf eine dekonstruierende Weise zu thematisieren.

Die Fragen zu stellen, mit denen sich dieser Text beschäftigt, kann ein solcher Weg sein. Denn das Aufwerfen von Fragen führt nicht nur dazu, dass Wissenslücken gefüllt werden, sondern lädt auch zur selbstkritischen Hinterfragung ein. Nur mithilfe von selbstkritischen, transparenten Auseinandersetzungen ist der Versuch, Normen wie die Zweigeschlechtlichkeit zu hinterfragen und abzubauen, wirksam. Diese Auseinandersetzungen sind eine Möglichkeit der Bildung, an einer gedanklichen Veränderung mitzuwirken und dazu beizutragen, den Kreislauf, in dem wir uns bei der Reproduktion von Geschlechternormen, -rollen und -zuschreibungen befinden, zu durchbrechen. Von zweigeschlechtlicher Gruppeneinteilung abzusehen, kann ein weiterer Schritt zur Dekonstruktion von Geschlechterbinarität sein.